

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1922**

17.9.1922 (No. 38)



# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

11. Jahrg. No 38



17. Sept. 1922

Eugen Hilian / Ein Besuch in Alt-Karlsruhe.  
(1817.)

August Klingemann, der Dichter, ist heute vergessen. Verschollen sind seine zahlreichen Theaterstücke, die sich ohne persönliche Note in den äußeren Dohnen bewegt haben. Unvergessen aber ist Klingemanns Name in der deutschen Theatergeschichte. Er hat die Braunschweiger Bühne, zuerst als Teilnehmer der Direktion von 1813 ab, dann als Gründer des dortigen National- und späteren Hoftheaters (1827), von 1818 bis zu seinem Tode 1831 geleitet. Strenge künstlerische Ordnung und Zucht, zielbewusste dramaturgische Führung, selbständige, nicht an der Schablone haftende, sondern nach neuen Zielen strebende Tendenzen verhalfen der Braunschweiger Bühne in diesem Zeitraum zu einem angesehenen Namen in der deutschen Theaterwelt. Sie hat sich vor allem ein unvergängliches Verdienst erworben: sie hat Goethes Faust — er galt bis dahin als unaufführbar — zum erstenmal auf das öffentliche Theater gebracht (1829). In seinen fortschrittlichen Bestrebungen, nicht nur auf dem Gebiete dramaturgischer Arbeit, auch auf dem der Musikstatuierung, der Kostümierung, der Beleuchtung, der Behandlung der Massenfiguren usw. ist Klingemann in vieler Beziehung ein Vorläufer der Weinger und mancher späteren Entwicklungen gewesen. Neben seiner praktischen leitenden Tätigkeit geben Klingemanns verschiedene theoretische Schriften ein Bild seiner künstlerischen Persönlichkeit. Unter ihnen steht in erster Linie das Buch: Kunst und Natur, Blätter aus meinem Reisejournal (3 Bände, Braunschweig 1819—1822). Ein sehr lebendiges und unterhaltendes Buch, das auch heute des Lebens noch in hohem Grade wert ist. Es sind eingehende tagebuchartige Aufzeichnungen über Reisen durch die verschiedensten Gegenden seines deutschen Vaterlandes. Sie erstrecken sich auf die mannigfaltigsten Gebiete: Natur, Städtebau, Verkehrsweisen, Architektur, Kunstanlagen aller Art. Im Mittelpunkt aber steht das Theater, dessen Leistungen an den verschiedenen Plätzen die liebevollste Aufmerksamkeit geschenkt wird. Nebenhergelegene Sachkenntnis und reines Urteil, gewürzt vielfach durch einen köstlichen Humor, machen diese Schilderungen zu einer der wertvollsten Quellen für die Kultur- und insbesondere die Theatergeschichte in dem ausgehenden zweiten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts.

Der Sommer 1817 führte Klingemann, von Darmstadt, Heidelberg und Mannheim, auch nach Karlsruhe, der „in der heißesten Jahreszeit und bei ununterbrochenem Sonnenschein seinen Schatten gebenden Sonnenfächerstadt“. Trotz der drückenden Hitze aber scheint der erste Eindruck kein übler gewesen zu sein. „Wenn man den dichten und finsternen Hardtwald erreicht hat und in denselben eingest, so glaubt man in der Tat eher zu den Lagern der Wölfe und Bären zu gelangen, als im Mittelpunkt dieser Wildnis selbst eine so freundliche und elegant gebaute Stadt, wie Karlsruhe ist, anzutreffen“. Nun wird die Geschichte der Gründung der Stadt erzählt, über ihren charakteristischen Bauplan berichtet. „Das früher unter der Regie-

rung Karl Wilhelms aus Holz ausgeführte Karlsruhe ist übrigens jetzt bis auf wenige Ueberbleibsel verschwunden, und hat sich durch Weinbrenners Genie, welcher als der architektonische Schöpfer der jetzigen Residenz anzusehen ist, in einen neuen Ort verwandelt, welcher der Zeit Kühner zu trotzen wagt, und dessen vorzüglichste Bauwerke an echt griechischen und edlern römischen Stil gemahnen.“ Ihm verdanke Karlsruhe einen großen Teil seiner jetzigen Schönheit und manchen trefflichen Bau, den „die Zukunft vielleicht noch mehr würdigen werde als die alles bekriechende Gegenwart, welche auch ihren ersten Künstlern niemals volle Gerechtigkeit widerfahren lasse.“

Der „schöne Gürtel“ mit seinen Arkaden wird beschrieben, die „Lange Straße“ mit dem von Weinbrenner angeführten Museum, der Marktplatz mit der „hölzernen Pyramide“, der damaligen provisorischen Ueberdeckung von Karl Wilhelms Gruftgewölbe, anstelle der 1807 hier niedergerissenen Konstantienkirche. Weinbrenners „neuer evangelischer Kirche“ am Marktplatz, deren Inneres ihn an einen „antiken Göttertempel“ erinnert, steht der nordische Besucher nicht ohne Bedenken gegenüber. „Gegen die edle Ausführung des Ganzen wird niemand etwas einwenden können, indes verschweige ich meine Ansicht nicht, daß mir der antike Stil in dem Bau christlicher Kirchen mit dem Grundcharakter der bestimmten Religion selbst, welche darin gleichsam ihren Wohnsitz aufgeschlagen hat, im Widerspruch zu stehen scheint. Der antike Tempel umschloß den ganzen sichtbaren Olymp, und vom hoch erhabenen, donnernden Zeus an, bis zur süß lächelnden, anmutsvollen Cypris, erschien alles Göttliche in ihm in klarer Vollendung und unmittelbarem Dasein für die Anschauung selbst.“ Dieser „mythischen Skulptur“, die die Gottesbilder in den nächsten Gesichtskreis zu stellen wage, entspreche auch die mythische Architektur und die Verklärung ihrer Verhältnisse zur höchsten harmonischen Schönheit. Der christliche Kult aber, der im Gegensatz zur Antike das Göttliche von der Erde zum Himmel emporsteigen ließe, und das Unendliche nicht in sich einzuschließen vermöge, dränge naturgemäß zu den in ahnungsvolle Höhen sich versterenden Formen des gotischen Doms.

„Längst sind wir von dem schönen Irrtum zurückgekommen, das Gotische für synonym mit dem Barbarischen zu halten. Der gotische Charakter steht in der Architektur wie ein gewaltiger Titan da, und er verhält sich zum griechisch-römischen Stille wie das Erhabene zum Schönen; wer sich gegen ihn erklärt, protestiert zugleich gegen jene Urkraft im Menschen, welche, ein Bürger des Unsterblichen und Ewigen, aus der Endlichkeit zum Unendlichen emporzusteigen wagt, und schon bei den Alten in der Mitte von den himmelansturmenden Titanen symbolisiert erscheint.“

Im Museum macht Klingemann die „interessanteste Bekanntschaft“ seines Karlsruher Aufenthalts, die des „freundlichen Hebel“.



„Wer liebt nicht schon in der Ferne den originellen Verfasser der alemannischen Gedichte, den Goethe mit Recht als einen Provinzialdichter preiset, der (folgt Goethes bekanntes Urteil) — Hebel ist Kirchenrat und Mitglied der evangelischen Kirchen-Ministerialsektion. Er zieht bei näherer Bekanntschaft durch seine eigentümliche Anspruchslosigkeit, welche alle gelehrte Ostentation durchaus verschmähete, ungemein an. Als eigentlicher Naturdichter im höheren Sinne, erscheint er auch durchaus natürlich und ganz heimlich gewöhnlich, selbst mit Einfluß des herrschenden oberheimlichen Provinzialdialektes. Darum aber braucht er auch, als Volksbildner, nirgend ein Band erst anzuknüpfen, und die Hand ist ihm überall schon freundlich dargeboten. Billig sollte ein solcher rechter Mann seiner Zeit mehr öffentlich wirken, und sich minder in totem Altentum verharren müssen, als Hebel hier jetzt, seines eigentlichen Berufs halber, tun muß. Finden sich doch der Altentümer so viele, im Gegensatz zu den wenigen, aus denen wahres Leben sich lebendig erwärmend mittelst. Wie oft ist in unserer Zeit der Name Naturdichter entweiht, und Menschen beigelegt worden, die von außen und von innen gewöhnlich waren! Hebel ist ein Naturdichter, das heißt, von außen gewöhnlich und sich an das Gewöhnliche schließend, von innen aber ungewöhnlich, und tiefen innigen Gemüthes, welches wie das fruchtbringende Samen Korn den wunderbaren Lebenskeim in sich trägt, aus dem sich überall eine reiche liebliche Natur entfaltet. So gleicht er einem Sämann im Frühling, der mit herzlicher Liebe die Körner um sich her austreut, und über dessen Grabe noch ein schönes Erntefeld in Blüte prangen wird.“

Auch die Kunstausstellungen werden eingehend berücksichtigt; der Antikenkaal, wo ihm in dem Abguss von Canovas Napoleons-Büste „das einzige Denkmal von jenem Freiheit mordenden Dämon“ auf seiner ganzen Reise entgegentritt; die Gemäldergalerie, über deren Schätze (sie hingen freilich fast durchweg „in falschem Lichte“) einige feine und treffende Bemerkungen gemacht werden.

Mit besonderer Liebe wendet sich die Darstellung sodann dem Karlsruher Hoftheater zu. Weinbrenners neu erbautes Haus wird, an der Hand von dessen eigener hierüber veröffentlichter Schrift, in Bau und Anlage eingehend beschrieben. Unzweifelhafte Gebrechen, die unumgängliche Schlinie von zahlreichen Seitenplätzen, die mangelhafte Akustik, werden nicht verschwiegen. „Der wackere Weinbrenner hat sich hier, als Baukünstler, zu dem Mibarrisse verleiten lassen, dem Zuschauerkreise eine zu vorgreifende architektonische und ästhetische Bedeutung vor der Bühne selbst einzuräumen, welche jenem durchaus, auf Kosten dieser, nicht zugestanden werden kann.“

Die mechanische Einrichtung des neuen Theaters wird im übrigen gelobt, besonders die Beleuchtung — 40 fog. Argand'sche Lampen an der Rampe, eine gerade damals sich durchsetzende Neuerung gegenüber den bisherigen Unschlittlichtern — gebührend hervorgehoben. Es ist übrigens ergötzlich, daß schon Klingemann, ein Vorkämpfer moderner Entwicklungen, an verschiedenen Stellen seiner Schriften gegen die Unnatur der Rampenbeleuchtung ankämpft und statt dessen — wie eine Vorahnung des heute so beliebten Scheinwerfers! — eine Beleuchtung fordert, die entsprechend den Lichtquellen der Natur, den Darsteller nur von oben herab bestrahle.

Das 1808 gegründete Hoftheater stand damals unter dem hoffähigen Intendanten Baron von Haack, die eigentliche künstlerische Leitung besorgte der Schauspieler und Regisseur Peter Mittell (gest. 1824). „Daß alle dergleichen Einrichtungen einer guten Einrichtung an sich in der Regel im Wege stehen, liegt in der Natur der Sache, und es wird damit solange sein Bewenden haben, als man die Kunst zu den plaisirs rechnet, welchen insgesamt ein tüchtiger maître de plaisir vorgezogen ist.“

Dem Orchester unter Leitung des „wackern, nur leider sehr hypochondrischen Kapellmeisters Danzi“ werden warme Lobspprüche erteilt, eine Aufführung von Rossinis „Tancredi“, welcher der „neuen Mode in Deutschland gemäß“ italienisch gesungen wird, in der Hauptrolle sehr anerkannt. Dem Werke selbst steht er, ein tatkräftiger Vorkämpfer deutscher nationaler Kunst, mit bedingter Teilnahme gegenüber. „Rossini und Generali sind die neuesten Geschmacksverderber in der dramatischen Musik, da ihre Komposition mehr zu Ohren als zu Herzen geht und angenehmer klibelt, als innig ergreift. Ist man hierüber sich im Reinen, so kann man ohne weitere Gefahr sich den recht lieblich erkundenen und aufgefundenen Melodien hingeben, und im Zwischenakte des musikalischen Shakespeare, Mozart, und seiner gewaltigen harmonischen Geistesbeschreibungen mit desto innigerer Liebe gedenken. Was musikalisch-dramatische Hand-

lung sein soll, hat dieser gewaltige Genius vorzüglich gelehrt, und wo Rossini im Tancredi tänzelt und immer tänzelt, da entzückt und begeistert Mozart, wenn sein Don Juan mächtig in die ganze Geisterwelt der Töne stürmt, Sylphiden und Furien zugleich aus ihren Sätzen hervorrufen, und den süßen Samba mit wilden Schlangentouren umschlingt.“

Von dem Karlsruher Lustspiel erhält Klingemann durch die aus dem Französischen übersehte Komödie „Das Testament des Dukels“ zuerst einen sehr günstigen Eindruck. Er nennt die Aufführung in allen Teilen „musterhaft“, das Zusammenspiel, „woran überhaupt der Effekt einer Bühnendarstellung im wesentlichsten allein hervorgehen kann“, außerordentlich. Ganz anders war der Eindruck, den eine Vorstellung von Koberners „Deutschen Kleinstädtern“ hervorrief. Die Vorstellung „fiel im eigentlichen Sinne auseinander. Diesem originell komischen Stücke widerfuhr durchaus das ihm gebührende Recht nicht, ja, es gingen Nachlässigkeiten und Fehler dabei vor wie man sie in der Tat bei keinem unter höherer Aufsicht stehenden Hoftheater erwarten sollte.“

Besondere Beachtung schenkt Klingemann dem vielversprechenden Talente der damals noch nicht zwanzigjährigen Madam Neumann (Amalie Morstadt, spätere Gatzinger), die damals in der ersten Blüte ihres späteren ruhmreichen Aufstiegs stand. „Sie ist eine junge Künstlerin von offenbarem Talente, aber sie hütete sich ja vor einer unrichtigen Anwendung der ihr zu Gebot stehenden Mittel, und bilde ihr wohlthätiges Organ eher für den Ausdruck der Wahrheit und Natur, als der leer tönenden Empfindung aus.“ Mit scharfem Blick wurden schon hier die Gefahren erkannt, die die große Begabung der blühenden Künstlerin bedrohten.

Klingemanns Gattin (Elise Anshütz), die selbst als Darstellerin tragischer Frauengestalten der Bühne angehörte, gab damals verschiedene Gastrollen am Karlsruher Hoftheater. Zuerst Yfflands „Elise von Balberg“, eine „gekümmerte und für den Hausverstand prosaisch motivierte Kopie der Lessingschen Emilia“, dann „Maria Stuart“, Götters „Medea“, die Elvira in Müllners damals viel gespielter „Schuld“ und die „Jungfrau von Orleans“. So hatte Klingemann Gelegenheit, auch die tragische Muse am Karlsruher Hoftheater kennen zu lernen. Die „Stuart“ erschien ihm im allgemeinen als „ein gut ineinander greifendes Ganzes“. Daß der „rechte Wirleisch“ fehlte, der statt des eifernden Staatsmanns nur „Theaterintrigant“ war, hätte Klingemann wohl auch an vielen heutigen Aufführungen des Stücks anzusehen. Eine sehr unbefriedigende Vorstellung scheint Schillers „Jungfrau“ gewesen zu sein. Da das Stück „zuviel einzelne bedeutende Kräfte verlange“, meint Klingemann entschuldigend, erhalte seine Darstellung auf keiner Bühne echt künstlerische Totalität.“ Mit dieser letzteren ist es überhaupt auf allen deutschen Bühnen schlecht bestellt, und ich reise ihr immer noch vergeblich entgegen. — Die hiesige Bühne zählt übrigens unter dem männlichen Personal manche einzelne wackere Mitallieder, und die Herren Neuerhofer, Meyer, Mittell, Schulz, Neumann, Hartenstein und Demmer sind mit Auszeichnung zu nennen und würden auch mit den übrigen ein wohlgeordnetes Ganzes bilden können, wenn nur ein anordnender, echt künstlerischer Geist vorhanden wäre, der die verschiedenen Strahlen in einen Fokus zu konzentrieren versteht; da dieses aber offenbar nicht der Fall ist, so zerfallen sie, wie gewöhnlich, die Kräfte, fliehen auseinander und offenbaren sich nur in einzelnen lobenswerten Bestrebungen. — Der Regisseur, Herr Mittell, besorgt alles Technische mit großem Fleiße, höher hinauf aber ist Goethes Stuhl leer, und so ist denn die Technik das einzige Band, welches das Einzelne im Neuen zusammenhält, indes der Genius es nicht im Innern vereint.“

Es gibt nichts Neues unter der Sonne — auch in der Welt des Theaters. Die „alte alte Theaterzeit“! — Sie ist immerwährend an denselben Gebrechen krank gewesen.

Wie bei allen Hoftheatern — so beschäftigt Klingemann seine Aufzeichnungen über die Karlsruher Hofbühne von 1817 und seinen dortigen Aufenthalt — so nehme auch hier die Oper den ersten Platz ein. Ihr gehöre das „wackere Künstlerpaar Herr und Madam Schring“ an, er, ein gebildeter Schauspieler und Bassänger, sie gleichfalls, früherer häufiger Uebung entsprechend, „ihr schätzenswertes Talent für die Oper mit dem der redenden Künstlerin“ verbindend.

Klingemanns Tagebuchblätter, ein kultur- und kunstgeschichtliches Quellenwerk von hoher Bedeutung, bieten durch das Adull seines Karlsruher Aufenthalts auch für die Geistesgeschichte der badischen Residenz vor 100 Jahren einen anziehenden Beitrag.



## Heinrich Fund / Zwei Briefe des Kurfürsten Karl Friedrich von Baden an J. G. Müller in Schaffhausen.

1.

Insondres werther Herr Professor! Ich danke Ihnen verbindlich für das mir in Ihren Reliquien übermachte sehr angenehme Geschenk, welches ich mit wahrem Vergnügen gelesen habe. Sehr gerne benutze ich den Wink, welchen ich durch Ihr Schreiben vom 6. Februar erhalten habe, um den Hinterbliebenen des seligen Herrn Vizepräsidenten von Herder bei ihren nicht günstigen Vermögensumständen noch ein Merkmal jener ausgezeichneten Achtung zu geben, welche ich ihm in seinem Leben so aufrichtig gewidmet hatte, indem ich — nach dem deßfalls näher erkundigten Wunsch der Frau von Herder — der unverjort zurückgelassenen einzigen Lieb- lingsstochter des Seligen ein Andenken zuwenden werde. Ich verbleibe mit besonderer Werthschätzung Ihr wohlaffectionir- ter Carl Friedrich, Kurfürst. Karlsruhe, 5. April 1804.

Herder hinterließ, als er am 18. Dezember 1803 starb, sechs Söhne und eine Tochter. Luise Herder war beim Tode ihres Vaters allerdings unverjort, verheiratete sich aber 1808 mit dem Geheimen Kammerrat Karl Wilhelm Konstantin Stieh- ling in Weimar. Dadurch wurden die Sorgen der Witwe Herders, um ihrer Tochter Zukunft, die besonders auch in ihrem Testamente vom 23. April 1805 zum Ausdruck kamen, behoben. Heinrich Dünker teilt in seinem Werk „Von und an

Herder“, III, S. 334, mit: „Auf Verwendung von J. G. Mül- ler erhielt Luise Herder vom Badischen Hof eine einmalige Unterstützung von 30 Louisdors, wie Müller am 12. März 1804 meldet.“ Was hier mitgeteilt wird, kann Müller aber nicht schon am 12. März 1804 melden. Denn in dem eben veröffent- lichten Brief schreibt ihm Karl Friedrich am 5. April 1804, daß er vorhabe, der Tochter Herders eine Unterstützung zu- zuwenden. Vielleicht muß es den 12. Mai 1804 heißen. Man in handschriftlichen Daten jener Zeit wird heutzutage oft irr- tümlich März gelesen.

2.

Insondres werther Herr Professor! Empfangen Sie meinen verbindlichen Dank für das angenehme Geschenk, wel- ches Sie mir auch mit dem 4. Theil Ihrer Reliquien ge- macht haben, und zugleich die erneute Versicherung jener be- sonderen Werthschätzung, mit welcher ich stets sein werde Ihr wohlaffectionirter Carl Friedrich, Kurfürst. Karlsruhe, 1. De- zember 1806.

Die vier Bände „Reliquien alter Zeiten, Sitten und Mei- nungen“, die 1803—1806 erschienen, waren das bedeutendste historische Werk J. G. Müllers. Den vierten Band ließ er durch J. P. Hebel dem Kurfürsten überreichen; siehe Nr. 28 der „Pyramide“ 1922, S. 145.

## —o. / Neue Scheffelbriefe.

In der diesjährigen Mainummer von Velhagen und Klau- fangs Monatsheften gibt Professor Dr. Leopold Brandl aus der Scheffelsammlung Anton Breitners in Matfsee eine Reihe bisher unbekannter Briefe von Jos. Victor v. Schffel heraus, die ein besonders lebenswürdiges und charakteristisches Bild unseres heimatischen und vielverkauften Dichters als eines erlebten Briefschreibers geben. Es ist nicht von ungefähr, daß die Episteln nach Oesterreich gingen, denn allzeit gehörte Scheffels Liebe dem Gedanken einer Vereinigung Süddeutsch- lands mit Oesterreich. Das hat ihm in der Donaumonarchie große Verehrung und Liebe eingetragen, die heute noch in allem Feuer brennt und von der der Schffelbund neben nicht abzählenden Schffel-Veröffentlichungen aller Art Zeugnis gibt.

Aus einer zufälligen, doch von vornherein warm heralichen Anfrage einer Leserin erwuchs in den Jahren 1874—80 ein ungemein hübscher und für die Eigenart Scheffels außerordent- lich bezeichnender Briefwechsel mit einer Komtesse Irene von Drflich de Slaveth auf einem Landgut in Steiermark, der späteren Frau v. Fries, die als Gattin eines Kollidirektors nachmals in China lebte und im Jahr 1919 in der Heimat ge- storben ist.

Die Eigenart des berühmten Briefschreibers Schffel, auch zeit- und zufallgebundenen Neuherungen seinen ihm allein ge- hörigen Stil aufzuprägen und, wenn man so sagen darf, ihnen einen novellistischen, künstlerisch farbigen Einschlag mit elegi- schem oder resignierendem Humor zu geben, tritt zur Freude aller Verehrer Scheffels in den veröffentlichten 18 Briefen in besonders allfälliger Weise hervor. Es bedarf daher keiner besonderen Empfehlung der Brandl'schen Herausgabe an die zahllosen Freunde des Eckhard-Dichters.

Aus den aus Karlsruhe und der Seehalbe bei Radolfszell geschriebenen Episteln seien zunächst einige, besonders am Ge- burtsort des Dichters interessierende Stellen angezogen. So aus einem Dankbrief an die Gräfin Irene vom 16. Juni 1874: „K a r l s r u h e bedeutet für mich Pflächterfüllung, Schulmeister- rei. Sorge für einen armen Bruder, der nicht gehen kann und allerlei Ernst des Lebens; das Haus am See ist mein Plas- sonnaer Freiheit von Sorge und lustigen Schwung der Ge- danken.“ Trost der verhängnisvollen Melancholie bricht andererseits bei Schffel gerade im harmlosen Mißtaatsgeschneis töstlicher Humor hervor. So bedankt er sich für eine Sticker- gabe der „fernen Freundin“ mit den Versen:

Hiddiaeiadis Ankunft in Karlsruhe.

Ein Gruß von Irene kam für mich an;  
Selbst gieng ich, ihn heimzutragen.  
Noch nie hat auf einem Kollibureau  
Ein Hera so freudvoll geschlagen.

Der Inspektor sprach mit gerunzelter Stirn:  
Die Declaration ist verkehrt, ei!  
Kein Mensch wird behaupten, daß dieses Stück  
Eine „Handarbeit ohne Werth“ sei.

Der Werth ist groß, und der Gegenstand  
Ist Pappe in Verbindung mit Wolle:  
Nach Zolltarif 27 E  
Schulden Sie Vier Kreuzer dem Bolle.“

Als Schffel der Briefschreiberin Glück zur Brautchaft wünscht, will er den Hochzeitsstag wissen, damit er „einen guten Zug aus dem Thüringer Steinbruch thun und einen guten Spruch auf der Neuvermählten Heil und Wohlergehen sprechen kann, daß ein Echo leise grüßend sich bis hinüber ins Oestreich schwingen soll.“ Wenn der Dichter „aus der Poesie der Alpen schwindend in die nüchternen Wirklichkeit der Karlsruher Heimat“ zurückkehrt, wird ihm sein nagender Kummer über sein un- produktiv gewordenes Dasein schmerzhaft bewußt. „So geht mir schon Jahr um Jahr in den gewöhnlichen Geschäften des Lebens hin und will sich nichts Künstlerisches gestalten; es sind keine bösen Genien um mich, aber auch keine guten . . . indifferentes materiell mit kleinen und großen Sorgen durch- webtes Leben. Nur der See vor den Fenstern mit Gottes Sonne oder Gottes Sternenshimmel in seinem weiten Spiegel bleibt täglich neu und schön.“ Hier in diesem Brief vom 15. August 75 haben wir einen unmittelbaren Einblick in die in- nere Traut des sich erschöpft fühlenden Dichters. In einigen Briefen aus der Zeit des in ganz Deutschland und in Oesterreich begeistert gefeierten 50jährigen Geburtstagsfestes blühen dann wieder vorübergehende Freudenstrahlen auf, und er freut sich, daß er so das „Gerik“ der Leute hat, dann aber in häuerlicher Vergnügtheit mit seinem Sohn Viktor an den Bodensee flüchten kann. Im Jahr 1880 klagt der letzte (nach Pefing) gerichtete Brief in Stille, Zurückhaltung, doch in ge- wohnter Wärme und Anteilnahme aus: „Mein Leben ist ein- fach zwischen hier und dem Bodensee; mein Viktor wird ein flotter Jüngling, ich denke, es wird Sie freuen, sein Bild und ein par Blättchen deutsche Waldbeinsamkeit diesem heralichen Gruß an Sie und Herrn v. Fries beigelegt zu finden. In alter Ergebenheit  
Victor v. Schffel.“

## Otto Speer / Hersfeld und die badischen Jäger.

Wo der Thüringer Wald und die Rhön in sanften Hügel- wellen nordwärts verebben und auf die Ausläufer des Knüll- gebirges stoßen. Heut am Treffpunkt dreier Flüsse das Städt- chen Hersfeld. Der Name weckt allerlei literarische Erinne- rungen: Gustav Freytag schildert im Nest der Rannkönige das Leben und Treiben im reichen Kloster zu Hersfeld, dieses Kloster ist auch der Schauplatz von Wildenbruchs rhetorischem

Brunkstück, dem Hexenlied; allen Badenern aber ist der Name geläufig durch Hebels Erzählung von der Rettung der Stadt vor Brand und Plünderung durch die badischen Jäger.

Eine alte Klostergründung, die an der Stelle vorgeschicht- licher Ansiedlungen errichtet wurde und rasch emporwuchs. Der Bonifatiuschüler Sturm hatte hier einige Jahre ge- wohnt, ehe er fuldaaufwärts tiefer in die Wildnis einbrang



und 744 Fulda gründete. 769 begann Lullus, der Nachfolger des Bonifatius, in Hersfeld einen großen Klosterbau; als er 786 starb, besaß das Kloster 80 000 Morgen Grundbesitz! Lullus' Name lebt noch in den Mauern der Stadt, die sich voll Stolz die Lullusstadt nennt. Vor dem Rathaus krönt sein Standbild einen mittelalterlichen Brunnen, und sein Todestag wird noch heute durch das Lullusfest gefeiert. Dann erhebt die ehrwürdige Glocke seines heute in Trümmern liegenden Klosters, die Lullusglocke, vielleicht die älteste Glocke Deutschlands (gegossen um 1050), die sonst das ganze Jahr über schweigt, ihre müde Stimme, auf dem Markte brennt drei Tage und drei Nächte hindurch das Lullusfeuer, und durch die Gassen schallt der uralte Hersfelder Ruf: „Bruder Lullus!“

Das Kloster bildete, mit Mauern und Graben, eine kleine Stadt für sich; daneben blühte, dank der günstigen Lage und durch den Fleiß der Bewohner, ein Städtchen rasch empor und strebte nach Selbstständigkeit und Loslösung vom Kloster. Auch es schloß sich nach außen und gegen das Kloster durch Mauern ab. Der prachtvollen Klosterkirche der Benediktiner, einem der größten romanischen Kirchenbauten Deutschlands, stellten die Bürger in ihrer gotischen Stadtkirche ein Bauwerk gegenüber, das Zeugnis geben sollte von dem Wachstum und Wohlstand der Stadt. Als schließlich der Abt, eifersüchtig auf die Stadt, sie mit Hilfe der Ritterschaft unterwerfen wollte, schickten die Bürger in der Vitalisnacht 1378 die Angreifer mit blutigen Köpfen heim. Den Helm eines gefallenen Ritters hängten sie am Rathaus auf, wo er noch heute zu sehen ist, ein trostiges Zeichen ihres Bürgerstolzes. Das Kloster überdauerte den Bauernkrieg und den Dreißigjährigen Krieg, bis es schließlich im Siebenjährigen Krieg von den Franzosen, die die großen Räume der Klosterkirche als Getreidespeicher benutzten, beim Rückzug in Brand gesteckt wurde. Seitdem liegt es in Trümmern, wohl das gewaltigste Denkmal, das der Siebenjährige Krieg auf deutschem Boden hinterlassen hat. Noch stehen zwei Türme fast unverlezt, und selbst die Ruinen überragen noch das Gewimmel der Bürgerhäuser. Die umfangreichen Grabungen, die man gegenwärtig anstellt, um die Baugeschichte und eigenartige Konstruktions des romanischen Wunderbaues klarzustellen, locken Kunsthistoriker aus ganz Deutschland herbei.

Mag auch die Stadt viel dem Durchgangsverkehr an der wichtigen Straße Frankfurt—Leipzig und den zahllosen Besuchern der Heilquellen im Kloster verdanken, die Hauptquelle ihres Aufschwungs sind der Fleiß und die Gewerbetätigkeit ihrer Bewohner. Der wichtigste Gewerbezweig war die Tuchindustrie, die durch im 13. Jahrhundert zugewanderte flämische und friesische Weber und Färber vervollkommen wurde. Bis in unsere Tage ist das Verfahren, handbedruckte Stoffe herzustellen, lebendig geblieben; es gibt einzelne alte Firmen, die mehrere Tausend solcher Druckstöcke besitzen, und die städtische Museum enthält eine Menge alter und eigenartiger Druckmuster, die auch für die in Baden wieder aufblühende Kunst des Handwerks reiche Anregung geben könnten. Als im Siebenjährigen Krieg die herrliche Klosterkirche abbrannte, kam der Stadt zugute, daß die Klosteranlagen von der übrigen Stadt abgetrennt waren. Aber der Krieg Preußens mit Napoleon 1806—1807 bedrohte sie mit dem völligen Untergang. Nach der Niederlage Preußens hatte Napoleon widerrechtlich das neutral gebliebene Hessen-Kassel besetzt; in der Folge war es an verschiedenen Stellen des Landes zu offenem Widerstand gegen die französische Gewalt Herrschaft gekommen, und als im Dezember 1806 eine italienische Kompagnie in die Stadt einquartiert wurde, entstand ein Streit, wobei ein italienischer Soldat erschossen, die Offiziere mißhandelt wurden. Um das Land einzuschüchtern, befahl Napoleon, daß die Stadt Hersfeld wegen der am 24. Dezember vorgefallenen Empörung und Ermordung eines italienischen Soldaten ausgeplündert, in der Mitte und an den vier Ecken angezündet und verbrannt werden sollte. Der badische Oberleutnant Vinag mit seinem badischen Jägerbataillon wurde mit dem Vollauf beauftragt. Er mußte Napoleons Befehl erfüllen, aber er beschloß, ihn nur buchstäblich zu vollziehen. Die Stadt wurde befehlsgemäß in der Mitte und an den vier Ecken angezündet, aber Vinag wählte alleinstehende Häuser, die abbrannten, ohne Schaden anzurichten. Auch gab Vinag vorschriftsmäßig den Befehl zum Plündern. „Soldaten,“ sprach er, „der Befehl zur Plünderung ist gegeben, sie ist uns übertragen und jedem von uns erlaubt. Ich hoffe aber nicht, daß ein badischer Jäger in einer Stadt, in der er soviel Gutes gesehen, plündern wird. Wer dennoch Lust hat zu plündern, der trete vor.“ Natürlich trat niemand vor, und Vinag rückte mit seinen Truppen ab. Sebels bekannte Erzählung weicht in einem wesentlichen Punkte von dem tatsächlichen Vorgang ab: nach ihr wurde der Befehl zur Verbrennung der Stadt

schon vorher aufgehoben, so daß Vinag nur noch die Plünderung zu verhindern hatte. Tatsächlich hat Vinag die Stadt vor beidem gerettet; natürlich konnte er nicht ohne Einverständnis seines vorgesetzten Generals so handeln, der während der Scheinexekution mit seinen Truppen vor der Stadt hielt und sofort abrückte, als er die Flammen auflobern sah. Ob Sebels sich in seiner für den französischen Kaiser günstigeren Darstellung auf einen entsprechenden französischen Bericht stützte, ob er die Rücknahme des Brandbefehls als vom Kaiser geschickten Anstoß zu erregen, ist nicht mehr festzustellen. Fast ist man geneigt, das letzte anzunehmen, wenn man liest, wie er das Verhalten Napoleons zu rechtfertigen versucht, aber kein Wort der Anklage findet für die rechtswidrige Befehlsgebung des Landes und der Stadt, und die Notwehr der gequälten Einwohner hinstellt als Ausfluß der Unzufriedenheit einiger Leute, „denen das Alte besser gefiel als das Neue.“ Hersfelds Bürger jedenfalls haben Vinag als den Retter ihrer Stadt hochgeehrt: sie ernannten ihn zum Ehrenbürger und stellten sein Bild im Rathaus auf. Der Kurfürst von Hessen verlieh ihm als Vinag von Vinagenfeld den erblichen Adel; er starb 1842 in Mannheim. Sein Name lebt weiter in der dankbaren Stadt; der Platz, wo er sein Bataillon angetreten ließ, heißt Vinagplatz, sein lebensgroßes Standbild zeigt ihn, wie um jene falsche Legende zu zerstören, wie sein Fuß eine brennende Fadel zertritt, und die Inschrift preist ihn als den Erretter der Stadt. Ein Denkmal, das auch für unsere Zeit von der größten Bedeutung ist: erinnert es uns doch daran, wie tief ein Volk durch innere Uneinigkeit sinken kann, bis es im Dienste des Auslandes sich selbst zerfleischt und mit Brand und Mord bedroht. Und welche Niedertracht, ausgerechnet deutsche Hilfsvölker zur Ausplünderung ihrer deutschen Landsleute zu kommandieren! Auch wir Badener sind Vinag zu Dank verpflichtet, daß er diese Gemeinheit durchkreuzt hat!

Ein Rundgang durch die von unserm badischen Landsmann gerettete Stadt zeigt eine Fülle eindrucksvoller Bilder. Längst hat sie die einengenden Mauern gesprengt und die Hügel erklettert. Fast alle Häuser der Altstadt sind Fachwerkbauten, die ihre Giebel mit vorpringenden Geschoßen breit und behäbig den Straßen und Plätzen zuwenden. Vielfach zeigen sie noch gotische Formen; oft sind, wie am stattlichen Rathaus, Türen, Fenster und Giebel im 16. Jahrhundert mit kraftvollen Renaissanceformen umrahmt worden. Auch die Hersfelder haben seinerzeit dem Freilegungswahn ein Opfer gebracht, indem sie einige der schönen alten Häuser, die sich so warm und schützend um die Stadtkirche gekuschelt hatten, niederrißen, so daß die Kirche heute kahl und frierend dasteht. Ihr mächtiger Turm mit der Notbedachung, einer zweiteiligen, tieferabhängenden Dachhaube, bildet das eindrucksvolle Wahrzeichen der Stadt. Er birgt die Osterglocke, eine der ältesten, größten und schönsten Glocken Hessens mit herrlichem Klang. Die schöne Sage, sie sei mit einem aus reiner Seide eigens dazu gefertigten Tau in den Turm gehoben worden, zeigt, wie hoch sie auch schon in alten Zeiten geschätzt wurde. Als ob die Franzosen noch nicht genügend dafür gesorgt hätten, daß man sie in dieser Stadt nicht so leicht verliere, bemühen sich einzelne Bewohner in echt deutscher Michelhaftigkeit noch besonders, die Erinnerung an die Franzosenzeit lebendig zu halten; an den Geschäftshäusern sieht man auffällig häufig den Vornamen Jean! (sprich: Schana). Selbst die Geispenster reden hier französisch: in der Nähe der Stadt müssen zwei Bauern, die einen auf dem Rücken verirrten Franzosen ermordeten, nachlässigerweise als Geispenster umherirren und klagend rufen: Mongs-tiel! (Mon Dieu!) Das erinnert an den in ganz Norddeutschland (und nicht nur in Pommern, wie Schleich in seinen Lebenserinnerungen berichtet) verbreiteten, rätselhaften Trinkspruch: Prost, General Knusmongs! Auch er ist ein Nachhall der Franzosenzeit in Deutschland, die norddeutsche Wiedergabe der Zutrinkformel der französischen Offiziere an ihren Vorgesetzten: Mon général, ce que nous aimons!

Vor der Stadt, unterhalb der mächtigen Klostermauer, liegt inmitten weiter Anlagen Bad Hersfeld mit dem Lullusbrunnen; die heilkräftige Quelle war schon im Mittelalter hochberühmt, bis im Jahr 1631 die Fulda ihren Lauf änderte und die Quelle verschüttete, so daß sie vergessen wurde. Eine prachtvolle, alte Lindenallee erinnert noch an das verschwundene Bad. 1804 wurde die Quelle wieder erhohrt, ihr Gehalt an Glaubersalz wird nur wenig vom Karlsbader Sprudel übertroffen, sie ist Deutschlands beste und wirksamste Glaubersalzaquelle. Noch steckt der Badebetrieb erst in den Anfängen; aber da Hersfeld auch landschaftliche Reize hat, da die schönen Waldungen bis nahe an die Stadt heranreichen, das reizvolle Knüllgebirge zu Fuß, Rhön und Thüringer Wald mit der Bahn leicht zu erreichen sind, darf man ihr eine große Zukunft als Bäderstadt voraussagen.